

FREIDA
McFADDEN
DIE

**SPIEGEL
Bestseller
Platz 1**

PSYCHIATERIN

WURDE IHR DER JOB
ZUM VERHÄNGNIS?

THRILLER

HEYNE <

HEYNE <

FREIDA MCFADDEN

DIE PSYCHIATERIN

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *Never Lie* erschien erstmals 2022
im Selfpublishing und 2023 bei Poisoned Pen Press,
an imprint of Sourcebooks, Naperville, Illinois.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

8. Auflage
Deutsche Erstausgabe 07/2026
© 2022 by Freida McFadden
© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Lars Zwickies
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
unter Verwendung von © Getty Images
(Szepey/iStock, LightFieldStudios), FinePic®, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-44355-6

www.heyne.de

Für meine Familie

PROLOG

Adrienne

Jeder Mensch lügt.

Vor einigen Jahren hat man ein psychologisches Experiment durchgeführt, um herauszufinden, wie verbreitet unehrliches Verhalten ist. Dafür verwendete man einen defekten Snackautomaten.

Den Versuchspersonen wurde mitgeteilt, dass der Automat nicht einwandfrei funktioniert. Wenn sie einen Dollar hineinsteckten, würde der Automat manchmal einen Snack ausspucken und das Geld zurückerstatten. Die Leute wählten ein, zwei, drei oder sogar vier Snacks aus und nahmen dann das Geld.

An dem Automaten hing ein Schild mit der Aufschrift: *Um mögliche Störungen zu melden, rufen Sie bitte folgende Nummer an.* Die Versuchspersonen wussten nicht, dass die Nummer einem der Wissenschaftler der Studie gehörte.

Jetzt raten Sie mal, wie viele Personen angerufen haben, um die Störung zu melden.

Keine.

Ganz genau. Nicht eine einzige von den mehreren Dutzend Versuchspersonen war so ehrlich, die Nummer anzurufen und die Fehlfunktion zu melden. Alle nahmen ihre kostenlosen Snacks und ließen es dabei bewenden.

Wie gesagt, jeder Mensch lügt.

Viele Anzeichen dafür, dass jemand lügt, sind leicht zu erkennen. Vor allem, wenn er ein schlechter Lügner ist. Als ausgebildete Psychiaterin sind mir diese Anzeichen nur allzu vertraut.

Lügner zappeln herum.

Ihr Tonfall oder ihr Sprachmuster verändert sich.

Lügner liefern zu viele Informationen und verlieren sich in unzähligen Details, um sich selbst oder andere von ihrer Geschichte zu überzeugen.

Es gibt Geräte, die diese Muster erkennen und identifizieren können. Aber selbst der beste Lügendetektor hat eine Fehlerquote von 25 Prozent. Ich bin deutlich präziser.

Wenn man sich lediglich die Tonaufnahmen meiner Patientengespräche anhört, kann man nicht immer sagen, ob jemand lügt. Denn es fehlen wichtige visuelle Hinweise, wie das Vermeiden von Augenkontakt oder das Bedecken von Mund oder Augen. Aber wenn Sie mir in meiner Praxis gegenüber sitzen, kann ich Ihre Mimik und Gesten studieren, während ich dem Klang Ihrer Stimme lausche.

Und dann werde ich die Wahrheit herausfinden. Jedes Mal.

Lügen Sie mich also nicht an.

Tricia

HEUTE

Wir haben uns völlig verfranzt, und mein Mann will es nicht zugeben.

Ich kann nicht behaupten, dass das für Ethan untypisch wäre. Wir sind jetzt seit sechs Monaten verheiratet – also noch frisch vermählt –, und neunzig Prozent der Zeit ist er ein perfekter Ehemann. Er kennt die romantischsten Restaurants der Stadt, schenkt mir regelmäßig Blumen, und wenn er sich erkundigt, wie mein Tag war, hört er mir tatsächlich zu.

Aber die restlichen zehn Prozent der Zeit ist er so dickköpfig, dass ich am liebsten schreien würde.

»Du hast die Abzweigung zur Cedar Lane verpasst«, sage ich. »Wir sind vor fast einem Kilometer daran vorbeigefahren.«

»Nein.« Eine Ader an Ethans Hals tritt beängstigend deutlich hervor. »Sie kommt erst noch. Wir sind nicht daran vorbeigefahren.«

Ich schnaufe frustriert, während ich nach der Wegbeschreibung zu dem Haus in Westchester greife, die wir von unserer Immobilienmaklerin Judy bekommen haben. Der Wagen

verfügt zwar über GPS, aber seit zehn Minuten haben wir kein Signal mehr. Deshalb sind wir jetzt auf dieses Stück Papier angewiesen. Es ist, als würden wir in der Steinzeit leben.

Tja, Ethan hat nach etwas Abgelegnem gesucht. Jetzt geht sein Wunsch in Erfüllung.

Aber das Schlimmste ist, dass es auch noch *schneit*. Es fing bereits vor ein paar Stunden an, als wir uns in Manhattan auf den Weg gemacht haben. Bei unserer Abfahrt waren es niedliche kleine Flocken, die sofort wieder geschmolzen sind, sobald sie den Boden berührten. In der letzten Stunde jedoch sind sie auf die vierfache Größe angewachsen. Jetzt sind sie nicht mehr niedlich.

Wir haben inzwischen den Highway verlassen, und der Schnee hat die schwach befahrene schmale Straße in eine Rutschbahn verwandelt. Ethans BMW hat zwar wunderschöne handgenähte Ledersitze, aber nur einen Vorderradantrieb, und Ethan hat kaum Erfahrung damit, bei Schnee zu fahren. Wenn wir ins Schleudern geraten, wüsste er wahrscheinlich nicht, ob er gegenlenken muss oder nicht. (Nicht gegenlenken, oder?)

Wie aufs Stichwort kommt der BMW auf einem Abschnitt mit überfrorenem Schneematsch ins Rutschen. Ethan umklammert das Lenkrad so fest, dass das Blut aus seinen Fingern weicht. Er schafft es zwar, den Wagen wieder unter Kontrolle zu bringen, doch mein Puls rast wie verrückt. Es schneit jetzt wirklich heftig. Ethan fährt an den Straßenrand und streckt mir seine Hand entgegen.

»Lass mich mal einen Blick auf die Wegbeschreibung werfen.«

Artig gebe ich ihm den leicht zerknitterten Zettel. Ich

wünschte, er hätte mich hinters Steuer gelassen. Aber Ethan würde niemals zugeben, dass ich besser fahre als er. »Ich glaube, wir haben die Abzweigung verpasst, Ethan.«

Er schaut auf das Stück Papier. Dann späht er durch die Windschutzscheibe. Obwohl sich die Scheibenwischer mit maximaler Geschwindigkeit bewegen und Ethan das Fernlicht eingeschaltet hat, ist kaum noch etwas zu erkennen. Da inzwischen außerdem die Sonne untergegangen ist, können wir nur noch drei Meter weit sehen. Dahinter ist alles weiß.

»Nein. Ich weiß, wie wir da hinkommen.«

»Bist du sicher?«

Statt meine Frage zu beantworten, knurrt er: »Du hättest einen Blick auf die Wettervorhersage werfen sollen, bevor wir losgefahren sind.«

»Vielleicht sollten wir umkehren.« Ich presse meine Hände mit den Knien zusammen. »Wir können uns das Haus auch ein andermal ansehen.« Wenn wir nicht mitten in einem verdammt Schneesturm stecken.

Mein Mann reißt den Kopf herum und starrt mich an, als hätte ich den Verstand verloren. »Tricia, wir sind fast *zwei Stunden* gefahren, um es bis hierher zu schaffen. Wir sind nur noch zehn Minuten entfernt, und jetzt willst du umdrehen und nach Hause fahren?«

Das ist ebenfalls etwas, was ich in den sechs Monaten, seit wir verheiratet sind, an Ethan bemerkt habe. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, lässt er nicht locker, bis es erledigt ist. Aber das könnte ich wohl auch als positive Eigenschaft betrachten. Ich möchte keineswegs mit einem Mann verheiratet sein, der jede Menge halb beendeter Vorhaben im Haus herumliegen lässt.

Ich lerne Ethan immer noch kennen. All meine Freunde haben mich gewarnt, dass ich ihn zu schnell geheiratet hätte. Wir sind uns zufällig in einem Café begegnet – ich bin dort gestolpert und habe neben seinem Tisch mein Getränk verschüttet, worauf er mir ein neues spendierte.

Es war Liebe auf den ersten Blick. Als ich ihn sah, war ich sofort hin und weg von seinen blonden Haaren, die von noch helleren Strähnen durchzogen werden. Seine Augen sind blau wie der Himmel an einem klaren Tag und werden von hellen Wimpern umrahmt. Und dank seiner großen Nase sieht er keineswegs wie ein Schönling aus. Als er mich anlächelte, war es um mich geschehen. Die nächsten sechs Stunden verbrachten wir gemeinsam in dem Café, und am Abend lud er mich zum Essen ein. Noch in der Nacht trennte ich mich von meinem Freund, mit dem ich seit einem Jahr zusammen war. Ich erklärte ihm kleinlaut, dass ich den Mann kennengelernt hätte, den ich heiraten würde.

Neun Monate später gaben mein Café-Romeo und ich uns das Ja-Wort. Und jetzt, sechs Monate später, ziehen wir in ein Haus am Stadtrand. Unsere ganze Beziehung vollzog sich wie im Zeitraffer.

Aber bisher bereue ich nichts. Je mehr ich Ethan kenne, desto mehr verliebe ich mich in ihn. Und ihm geht es mit mir genauso. Es ist wunderbar, mein Leben mit ihm zu teilen.

Allerdings gibt es da dieses große Geheimnis, von dem er noch nichts weiß.

»Na gut«, sage ich. »Lass uns das Haus suchen.«

Ethan gibt mir den Zettel mit der Wegbeschreibung und

legt den Gang ein. »Ich weiß genau, wohin wir fahren müssen. Die Straße geht direkt da vorn ab.«

Das wird sich zeigen.

Er fährt jetzt langsamer, wegen des Schnees und um die Abzweigung nicht zu verpassen. Aber ich bin mir sicher, dass wir bereits vor knapp einem Kilometer daran vorbeigefahren sind. Ich richte den Blick ebenfalls auf die Straße, obwohl die Windschutzscheibe jetzt mit Schnee überzogen ist. Ich versuche, an einen warmen, trockenen Ort zu denken.

»Da!«, ruft Ethan. »Ich kann es sehen!«

Ich beuge mich auf meinem Sitz nach vorne, bis sich der Gurt spannt. Er kann es *sehen*? Was genau? Trägt er eine unsichtbare Schnee- und Nachtsichtbrille? Denn ich sehe nur Schnee, und dahinter noch mehr Schnee, und *dahinter* Dunkelheit. Aber dann drosselt er das Tempo, und da ist tatsächlich ein schmaler Weg, der in ein Waldgebiet führt. Das Fernlicht erleuchtet ein Schild, das fast vollständig von Schnee bedeckt ist. Ich kann gerade noch die Beschriftung erkennen, als er etwas zu schnell abbiegt.

Cedar Lane.

Was sagt man dazu? Ethan hat die ganze Zeit recht gehabt. Während wir auf der winzigen, schmalen Straße Richtung Haus fahren, beschleicht mich jedoch die Sorge, dass der BMW es nicht bis dorthin schaffen wird. Als ich das Gesicht meines Mannes betrachte, merke ich, dass er meine Befürchtungen teilt. Der Weg zum Haus ist kaum asphaltiert und mit einer dicken Schneeschicht bedeckt.

»Wir sollten Judy bitten, die Besichtigung kurz zu halten«, sage ich. »Wir wollen hier auf keinen Fall festsitzen.«

Ethan nickt zustimmend. »Ganz ehrlich, ich habe mir

zwar etwas Abgelegenes vorgestellt, aber das hier ist verrückt. Ich meine, wir sind hier am ...«

Er verstummt mitten im Satz, und seine Kinnlade klappt herunter. Denn endlich erscheint das Haus in unserem Blickfeld.

Es ist unglaublich.

In dem Eintrag auf Judys Website stand zwar, dass es zwei Stockwerke und ein Dachgeschoss hat, aber diese Beschreibung wird dem weitläufigen Gebäude nicht gerecht. Die Decken müssen extrem hoch sein, das steile Giebeldach, das jetzt mit Schnee bedeckt ist, scheint bis zum Himmel zu reichen. Die Wände des Hauses werden von Spitzbogenfenstern gesäumt, sodass es eher wie eine Kathedrale als wie ein Wohngebäude wirkt. Ethan sieht aus, als würde er sich gleich den Kiefer ausrenken.

»Mein Gott«, stöhnt er. »Kannst du dir vorstellen, in so einem Haus zu *wohnen*?«

Ich kenne meinen Mann zwar erst seit gut einem Jahr, aber dieser Gesichtsausdruck ist mir vertraut. Seine Frage war nicht rhetorisch gemeint. Er will tatsächlich in diesem Haus wohnen. Wir haben die arme Judy durch halb Westchester und Long Island geschleift, weil keines der Häuser Ethans Vorstellung entsprach. Diesmal allerdings ...

»Gefällt es dir?«, frage ich.

»Findest du es nicht großartig? Ich meine, schau es dir nur mal an.«

Ich öffne den Mund, um ihm zuzustimmen. Das Haus ist zweifellos wunderschön. Es ist riesig, elegant und abgelegen – genau das, was wir gesucht haben. Es ist ideal, um Kinder darin großzuziehen, was wir irgendwann vorhaben.

Ich möchte Ethan sagen, dass ich von dem Haus genauso begeistert bin wie er. Dass wir Judy bei ihrer Ankunft sofort ein Angebot machen sollten.

Aber ich kann nicht.

Denn während ich das große Gebäude betrachte, wird mir schlecht. So schlecht, dass ich mir die Hand vor den Mund halten und tief Luft holen muss, um mein Mittagessen nicht über die teuren Polster des BMW zu verteilen. Keines der vielen leeren Häuser, die wir in den letzten paar Monaten besichtigt haben, hat eine derart heftige Reaktion in mir ausgelöst.

In diesem Haus ist etwas Schreckliches passiert.

»Oh, scheiße«, sagt Ethan.

Ich hole erneut zitternd Luft und kämpfe gegen eine weitere Woge der Übelkeit an. Dann merke ich, dass wir stehen geblieben sind. Die Vorderräder drehen sich zwar unermüdlich weiter, aber es ist zwecklos. Der Wagen steckt fest.

»Die Straße ist zu glatt«, sagt er. »Wir haben keine Bodenhaftung.«

Ich schlinge meine Arme um den Körper und zittere, obwohl die Heizung voll aufgedreht ist. »Was sollen wir jetzt machen?«

»Na ja ...« Er streckt die Hand aus und wischt etwas Kondenswasser von der Windschutzscheibe. »Zum Haus ist es nicht mehr weit. Wir können laufen.«

Ethan hat gut reden. Er trägt ja auch keine Manolo-Blahnik-Stiefel.

»Und Judy ist offensichtlich auch schon da«, fügt er hinzu.

»Ach ja? Ich kann ihren Wagen nirgends sehen.«

»Aber es brennt Licht. Wahrscheinlich steht ihr Auto in der Garage.«

Ich spähe durch die beschlagene Windschutzscheibe Richtung Haus. Als ich genauer hinsehe, erkenne ich, dass in einem der oberen Fenster eine einzelne Lampe brennt. Merkwürdig. Würde eine Immobilienmaklerin für eine Besichtigung nicht *unten* das Licht einschalten?

Ich zittere erneut.

»Komm«, sagt Ethan. »Im Haus sind wir besser aufgehoben. Wir können die Nacht ja nicht im Wagen verbringen. Uns wird das Benzin ausgehen, und dann werden wir erfrieren.«

Nicht gerade eine verlockende Vorstellung. Allmählich bereue ich, dass wir hierhergefahren sind. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Aber Ethan liebt das Haus. Vielleicht wendet sich ja alles zum Guten.

»Na schön«, sage ich. »Gehen wir.«

O Mann, ist das kalt.

Sobald ich die Beifahrertür des BMW öffne, bereue ich es zutiefst, dass ich zugestimmt habe, zum Haus zu laufen. Ich trage zwar meinen Ralph-Lauren-Mantel, der mir bis zu den Knien reicht, aber ich könnte genauso gut in ein Blatt Papier gehüllt sein. Selbst mit aufgesetzter Kapuze habe ich das Gefühl, als würde der Wind direkt durch mich hindurchfegen.

Am schlimmsten sind jedoch die Füße. Ich trage Lederstiefel, und das sind eben keine *Schnee*-Stiefel. Ich bin damit zwar acht Zentimeter größer, was ich durchaus zu schätzen weiß, und sie sehen zu hautengen Bluejeans fantastisch aus, doch sie schützen meine Füße kein bisschen vor der dreißig Zentimeter hohen Schneeschicht.

Warum nur habe ich ein Paar schicke Stiefel gekauft, die als Stiefel nichts taugen? Meine Mutter hat immer gesagt, dass man das Haus nur mit Schuhen verlassen soll, in denen man mindestens einen Kilometer laufen kann.

»Alles okay, Tricia?«, fragt Ethan. »Dir ist doch nicht kalt, oder?«

Er runzelt verwundert die Stirn, weil meine Zähne klappern und sich meine Lippen langsam blau verfärben. Er trägt die schwarze Skijacke, die er letzten Monat gekauft hat,

und obwohl ich seine Füße nicht sehen kann, bin ich mir ziemlich sicher, dass *seine* Stiefel dick und warm sind. Ich würde ihm am liebsten den Hals umdrehen, weil er mich dazu überredet hat, das hier zu tun. Aber dafür müsste ich meine Hände aus den Taschen nehmen, was wahrscheinlich zu Erfrierungen führen würde, da ich im Gegensatz zu ihm keine Handschuhe trage. Ich muss zugeben – er ist besser vorbereitet als ich.

»Mir ist ein wenig kalt«, erwidere ich. »Ich trage keine Winterstiefel.«

Ethan schaut auf sein Schuhwerk hinab und dann zu mir. Nach kurzem Überlegen stapft er um den Wagen herum und geht neben mir in die Hocke. »Okay, steig auf meinen Rücken.«

Vergesst alles, was ich gesagt habe. Ich liebe meinen Mann. Und zwar sehr.

Er trägt mich den Rest des Weges huckepack, vorbei an dem *Zu-verkaufen*-Schild im schneebedeckten Vorgarten, bis zur Haustür. Die Veranda ist vom Schnee weitgehend verschont geblieben, und Ethan lässt mich dort vorsichtig hinunter. Er schüttelt die Schneeflocken aus seinem feuchten blonden Haar und blinzelt Wassertropfen von seinen Wimpern.

»Danke.« Ich lächle ihn an, trunken vor Liebe für meinen starken, gut aussehenden Ehemann. »Du bist mein Held.«

»Gern geschehen.« Und dann verbeugt er sich. *Schmacht*. Ich liebe die Flitterwochenphase unserer Ehe.

Ethan zieht seine Wollhandschuhe aus und drückt auf die Klingel. Wir hören, wie es läutet, und warten einen Moment, aber es kommt niemand an die Tür, um uns hereinzulassen.

Außerdem ist es seltsam, dass es im Erdgeschoss vollkommen dunkel ist. Wir haben beide oben das Licht gesehen und deshalb angenommen, dass Judy im Haus ist. Aber wenn sie hier wäre, dann würde sie sich unten aufhalten, oder? Nicht oben in irgendeinem der Schlafzimmer. Im Erdgeschoss jedoch ist es totenstill.

»Vielleicht sind die Besitzer zu Hause«, sagt Ethan und reckt den Hals, um zum oberen Stockwerk zu schauen.

»Vielleicht ...«

Und noch etwas ist seltsam. Auf dem Grundstück steht kein Auto. Jedenfalls kann ich keins entdecken. Der Wagen des Besitzers würde bei einem Schneesturm wahrscheinlich in der Garage stehen. Judy hingegen würde nicht dort parken. Und da ihr Wagen nirgends zu sehen ist, bedeutet das, dass sie noch nicht eingetroffen ist.

Ethan läutet erneut, während ich mein Telefon aus der Handtasche hole. »Ich habe keine Nachrichten von Judy«, erkläre ich. »Allerdings habe ich seit mindestens zwanzig Minuten kein Netz mehr. Es kann also sein, dass sie gerade versucht, uns zu erreichen.«

Ethan zieht sein Telefon aus der Tasche und schaut stirnrunzelnd aufs Display. »Ich habe auch kein Netz.«

Im Haus ist es immer noch still. Ethan geht zum Fenster neben der Tür und schirmt mit den Händen seine Augen ab, um ins Innere zu spähen. Er schüttelt den Kopf.

»Im Erdgeschoss ist jedenfalls niemand. Ich bin mir nicht sicher, ob überhaupt jemand da ist.« Er zuckt mit den Schultern. »Vielleicht hat Judy oben das Licht brennen lassen, als sie das letzte Mal hier war.«

Das hört sich gar nicht nach Judy an. Judy Teitelbaum

ist ein absoluter Profi. Sie hat schon Besichtigungen durchgeführt, als ich noch nicht mal geboren war. Jedes Haus, das sie uns gezeigt hat, war in einem makellosen Zustand. Offensichtlich putzt sie sie selbst.

Bei all diesen Besichtigungen habe ich mich nicht getraut, auch nur irgendetwas anzufassen. Wenn ich ein Getränk ohne Untersetzer abstellen würde, bekäme Judy wahrscheinlich einen Schlaganfall. Nein, ich glaube nicht, dass sie oben im Haus das Licht brennen lassen würde. Aber mir fällt keine andere Erklärung ein.

Ethan zupft am Kragen seiner dicken Jacke, während ich die Arme um meinen Oberkörper schlinge, um mich zu wärmen. »Also, ich bin etwas ratlos. Sie ist offensichtlich nicht hier.«

Ich stoße einen frustrierten Seufzer aus. »Na toll. Was sollen wir jetzt machen?«

»Moment mal.« Er richtet seinen Blick auf die Matte unter unseren Füßen – darauf steht in kunstvoller Schrift das Wort *Willkommen*, das teilweise von Schnee bedeckt ist. »Vielleicht ist hier irgendwo ein Zweitschlüssel.«

Unter der Matte liegt keiner – das wäre auch viel zu offensichtlich gewesen –, aber als wir etwas gründlicher suchen, finden wir unter einer Topfpflanze neben der Tür einen Schlüssel. Er fühlt sich in meiner Hand eiskalt an und ist etwas feucht.

»Also ...« Ich sehe Ethan mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Sollen wir ohne sie reingehen? Meinst du, das ist okay?«

»Das sollten wir. Wer weiß, wie lange sie noch braucht, und hier draußen ist es bitterkalt.« Er legt mir einen Arm

schützend um die Schultern. »Ich will nicht, dass du dir noch eine Lungenentzündung holst.«

Er hat recht. Da wir keinen Handyempfang haben und unser Wagen immer mehr unter Schnee begraben wird, müssen wir irgendwo Schutz suchen. Im Haus sind wir jedenfalls sicher.

Ich stecke den Schlüssel ins Schloss und höre, wie er sich dreht. Ich lege meine Hand auf den Knauf, der ebenfalls eiskalt ist, und fummele daran herum. Aber die Tür gibt nicht nach. Verdammt. Ich schaue auf den Schlüssel, der immer noch im Schloss steckt. »Meinst du, die Tür hat einen Riegel?«

»Lass mich mal.«

Ich trete zur Seite, damit Ethan es probieren kann. Er rüttelt ein wenig am Schlüssel und dreht den Knauf. Nichts. Er macht einen Schritt zurück, greift erneut nach dem Knauf und wirft sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die schwere Holztür. Laut knarrend springt sie auf.

»Du hast es geschafft!« *Mein Held. Schmach.*

Im Haus ist es stockfinster. Ethan drückt auf einen Schalter an der Wand, und als nichts passiert, verspüre ich ein mulmiges Gefühl in der Magengrube. Doch dann beginnen die Deckenleuchten zu flackern und gehen an. Es gibt Strom, Gott sei Dank. Sie verbreiten zwar nur ein schwaches Licht – wahrscheinlich sind einige der Birnen durchgebrannt –, aber es reicht, um den weiträumigen Wohnbereich zu erleuchten.

Ich traue meinen Augen kaum.

Das Wohnzimmer ist riesig, und aufgrund des offenen Grundrisses wirkt es noch größer. Da ich seit einigen Jahren in einem Apartment in Manhattan wohne, kommt mir

allerdings fast jedes Haus riesig vor. Das hier jedoch hat die Ausmaße eines Museums. Eines *Flughafens*. Und dieser Eindruck wird durch die hohen Decken noch verstärkt.

»Mein Gott«, stöhnt Ethan. »Das Haus ist unglaublich. Es ist wie eine Kathedrale.«

»Ja.«

»Und der Preis ist so niedrig. Das Haus sieht aus, als wäre es das Vierfache wert.«

Während ich zustimmend nicke, wird mir erneut schlecht. *In diesem Haus ist etwas Schreckliches passiert.*

»Vielleicht gibt es hier Schimmel«, sagt er nachdenklich. »Oder das Fundament ist marode. Wir sollten das Gebäude von einem Experten inspizieren lassen, bevor wir irgendwas unterschreiben.«

Ich erwidere nichts. Erzähle ihm nicht von meiner heimlichen Hoffnung, dass das Haus tatsächlich von Schimmel befallen ist oder das Fundament bröckelt oder dass es irgendeinen anderen Grund gibt, hier nicht zu wohnen. Ich will auf keinen Fall wie eine irrationale Frau klingen, die das Traumhaus ihres Mannes nicht kaufen möchte, weil sie ein *ungutes Gefühl* bei der Sache hat.

Und noch etwas ist seltsam an diesem Haus. Es ist komplett möbliert. Im Wohnzimmer stehen ein Anbausofa und ein Zwei-Personen-Sofa sowie ein Couchtisch und mehrere Regale, die mit Büchern vollgestopft sind. Ich gehe zu dem wunderschönen großen braunen Ledersofa hinüber und fahre mit dem Finger über eines der Polster. Das Leder fühlt sich steif an, als hätte seit einer Ewigkeit niemand mehr darauf gesessen, und als ich den Finger hochnehme, ist er schwarz. Staub – der Staub von Jahren.

Einige der Häuser, die wir uns angesehen haben, waren möbliert, weil die Besitzer noch nicht ausgezogen waren. Aber die Häuser wirkten bewohnt. Im Gegensatz zu diesem. Sämtliche Möbel im Wohnzimmer sind mit einer dicken Staubschicht überzogen. Doch solche Möbel lässt man bei einem Auszug nicht einfach zurück. Das Ledersofa kostet wahrscheinlich einen fünfstelligen Betrag. Und wer lässt all seine Bücher da?

Der Boden ist ebenfalls staubig, als wäre schon lange niemand mehr darauf herumgelaufen. Als ich nach oben schaue, entdecke ich in jeder Ecke des Wohnzimmers dicke Spinnweben. Ich stelle mir vor, wie die Spinnen darin herumkrabbeln und nur darauf warten, ihre Giftzähne in meinen Körper zu bohren.

Das beweist ebenfalls, dass Judy nicht hier war. Sie hätte das Haus niemals so staubig hinterlassen. Und Spinnweben? Auf keinen Fall. Das verstößt gegen ihre Religion.

Ich wende mich Ethan zu, um ihn darauf hinzuweisen, doch etwas hat seine Aufmerksamkeit erregt. Das riesige Porträt einer Frau, das über dem Kamin hängt. Er starrt es an und macht ein seltsam finsternes Gesicht.

»Hey«, sage ich. »Was ist los?«

Seine hellen Wimpern zucken. Er scheint überrascht, dass ich plötzlich neben ihm stehe, als hätte er vergessen, dass ich überhaupt da bin. »Oh. Äh, nichts. Ich habe nur ... Was glaubst du, wer das ist?«

Ich folge seinem Blick zu dem Bild. Es ist riesig, überlebensgroß. Die Frau darauf sieht umwerfend aus. Es gibt kein anderes Wort dafür – auf der Straße würde man stehen bleiben und sich nach ihr umdrehen. Sie ist etwa Mitte drei-

ßig und hat glatte Haare, die ihr bis knapp über die Schultern reichen. Auf den ersten Blick hätte ich die Farbe als Kastanienbraun bezeichnet, aber als ich den Kopf zur Seite neige, verwandelt sie sich in ein leuchtendes Rot. Ihre Haut ist blass und makellos, allerdings kann auf einem Gemälde jeder schöne Haut haben. Besonders markant sind ihre lebhaften grünen Augen. Der Grünton ist so intensiv, dass sie einem von der Leinwand förmlich entgegenspringen.

»Vielleicht hat sie hier gewohnt«, sage ich.

Ethans Lippen verziehen sich zu einem spöttischen Grinsen. »Wie arrogant und egomanisch muss man sein, um ein riesiges Porträt von sich selbst über dem Kamin aufzuhängen?«

»Du willst also nicht, dass ich in unserem neuen Haus ein riesiges Gemälde von mir an die Wand hänge?«, sage ich scherzhaft.

Ethan wirft mir ein sarkastisches Lächeln zu. Irgendetwas an dem Gemälde beunruhigt ihn, aber er will offensichtlich nicht darüber reden.

Ich gehe zum Bücherregal neben dem Kamin. Es ist sehr kalt hier drin, also trage ich immer noch meinen Wollmantel. Die Person, die hier gewohnt hat, muss viel gelesen haben, denn überall im Raum stehen Regale, die vor Büchern praktisch überquellen. Ich schaue mir ein paar davon an, für den Fall, dass wir hier eine Weile festsitzen und ich etwas Zerstreuung brauche. Eins der Regalbretter ist ausschließlich für mehrere Exemplare desselben Titels reserviert.

Die Anatomie der Angst.

Mir läuft ein leichter Schauer über den Rücken, und ich ziehe meinen Mantel etwas enger zusammen. Ich nehme

eines der gebundenen Bücher aus dem Regal. Wie alles hier im Haus ist es mit einer Staubschicht überzogen. *Die Anatomie der Angst* von Dr. med. Adrienne Hale. Auf dem Umschlag ist ein Messer abgebildet, von dem Blut tropft. Na toll. Genau das, was ich jetzt sehen will.

Ich drehe das Buch um. Auf der Rückseite stehen ausgewählte Zitate bekannter Autoren und Experten, die das Buch empfehlen. In der unteren linken Ecke ist ein Bild der Autorin. Es ist dieselbe Frau, deren Porträt über dem Kamin hängt.

»Ethan«, sage ich. »Sieh mal.«

Er reißt seinen Blick von dem Porträt los und tritt zu mir ans Bücherregal. Er schaut über meine Schulter und betrachtet das Foto auf der Rückseite des Buches. »Ist das nicht diese Seelenklompnerin, die ermordet wurde?«

Er hat recht. Vor drei Jahren wurde in allen Nachrichten über das Verschwinden von Dr. Adrienne Hale berichtet. Das war kurz nach der Veröffentlichung ihres populärwissenschaftlichen Erfolgstitels passiert, der fast ein Jahr lang auf der *New-York-Times*-Bestsellerliste stand und dort monatelang den ersten Platz belegte. Jeder hatte dieses Buch gelesen, darunter auch meine Wenigkeit. Allerdings wurde es nur deshalb so ein großer Erfolg, weil ihr Verschwinden für reichlich Schlagzeilen sorgte.

»Sie ist verschwunden«, korrigiere ich Ethan. »Ich glaube, dass man ihre Leiche nie gefunden hat.«

Er reißt mir das Buch aus der Hand und blättert darin. »Ich bin mir sicher, dass man sie irgendwann gefunden hat. Dass sie irgendwo angespült wurde.«

»Kann schon sein.« Vor zwei Jahren hörte man auf, über

Adrienne Hale zu berichten, und ihr Buch verschwand aus den Bestsellerlisten. »Du hast es doch auch gelesen, oder?«

Er schüttelt den Kopf, den Blick immer noch auf die Seiten gerichtet. »Ich hasse diesen populärpsychologischen Mist.«

»Es ist wirklich gut.« Ich tippe mit dem Finger auf das aufgeschlagene Buch in seinen Händen. »Es geht darin um ihre Patienten, weißt du? Um die schrecklichen Erfahrungen, die sie gemacht haben, und wie sie damit fertiggeworden sind.«

»Interessiert mich nicht.« Er legt das Buch in eins der Regale. Ethan liest nicht sehr viel. »Ihr Freund hat sie umgebracht, oder? Daran kann ich mich noch erinnern. Er war Computerexperte oder so was.«

»Man hat ihn zwar beschuldigt, aber ich glaube, dass er deswegen nicht ins Gefängnis musste.«

»Er ist es wahrscheinlich trotzdem gewesen.«

»Wahrscheinlich.« Ich nicke. »Da draußen laufen eine Menge gefährlicher Männer herum.«

Er nimmt meine Hand und zieht mich zu sich heran, so dass ich seinen warmen Atem auf meinen Wangen spüre. »Bist du nicht froh, dass ich dich vor all diesen Arschlöchern bewahrt habe?«

Ich verdrehe die Augen, obwohl er damit nicht ganz falschliegt. Ich war in der Vergangenheit tatsächlich mit einigen Arschlöchern zusammen, wenn auch keiner der Typen so gewalttätig war wie Adrienne Hales Freund. Einer meiner Freunde hat mich sogar mit meiner besten Freundin betrogen. Ethan hingegen ist mir bisher treu gewesen. Er hat keine Augen für andere Frauen, obwohl sie ihn ständig anstarren.

»Glaubst du, das hier ist ihr Haus?«, frage ich. »Das Haus von Dr. Adrienne Hale?«

»Wahrscheinlich schon.« Er schaut erneut zum Porträt hoch. »Oder von jemandem, der eine bedenkliche Obsession für sie hegte.«

Obwohl ich meinen Mantel anhabe, ist mir immer noch kalt. Ich reibe meine Arme, um mich zu wärmen. Wenn wir hier noch viel länger bleiben, können wir vielleicht herausfinden, wie man die Heizung einschaltet. Ethan hat ein Händchen für so was. »Würde es dich nicht stören, im Haus einer toten Frau zu wohnen?«

»Eigentlich nicht.« Er zuckt mit den Achseln. »Irgendwann muss jeder sterben, oder? Wenn wir kein brandneues Haus kaufen, hat ziemlich sicher jemand darin gewohnt, der inzwischen tot ist. Also was soll's?«

Das sind interessante Neuigkeiten über meinen Ehemann, mit dem ich jetzt seit sechs Monaten verheiratet bin: Er hat *keine* spirituelle Seite.

Als ich mich wieder dem Regal zuwende, bleibt mein Blick an dem Buch hängen, das Ethan achtlos hineingelegt hat. Irgendwie beschleicht mich das Gefühl, Adrienne Hale würde es nicht gefallen, dass er ihr Bücherregal durcheinanderbringt – dass er die Energie im Haus gestört hat. Ich nehme das Buch und stelle es an seinen alten Platz zurück. Hoffentlich besänftigt das fürs Erste ihren Geist, auch wenn ihr Mörder immer noch irgendwo da draußen ist.

Mein Magen gibt ein lautes Knurren von sich. »Was meinst du, wann Judy hier eintrifft? Ich habe einen Riesenhunger.«

»Keine Ahnung.« Er schaut auf seine Rolex. »Ich werde mal nachsehen, ob ihr Wagen in der Garage steht.«

Während Ethan verschwindet, um die Tür zur Garage zu suchen, betrachte ich den Fußboden. Das Holz ist so dreckig, dass ich hier nicht barfuß herumlaufen würde. Im flackernden Licht der Deckenleuchten bemerke ich schließlich ein Muster im Staub vor dem Bücherregal. Es sieht fast aus wie ...

Ein Fußabdruck.

Ich gehe langsam darauf zu, um ihn mir genauer anzusehen, und kneife im trüben Licht die Augen zusammen. Ich stelle meinen Stiefel neben den Abdruck – die Person, von der er stammt, hatte sehr viel größere Füße als ich. Ist der Fußabdruck vielleicht von Ethan? Er scheint die richtige Größe zu haben, aber ich glaube nicht, dass er hier stand.

»Die Garage ist leer.« Ethan tritt durch eine Tür neben der Küche und streicht etwas von seiner Schulter, das wie Spinnweben aussieht. »Judy ist nicht hier.«

Ich zittere, obwohl ich immer noch meinen Mantel an habe. »Hey, schau dir das mal an.«

Ethan kommt zu mir, und ich stelle fest, dass wir überall neue Fußabdrücke hinterlassen. »Was denn? Was ist los?«

»Ist das ein Fußabdruck?«

Er betrachtet mit zusammengekniffenen Augen das Muster auf dem Boden. »Kann schon sein.«

»Von wem ist der?«

»Keine Ahnung. Von Judy?«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Du glaubst, dass Judy Herenschuhe, Größe dreiundvierzig, trägt?«

»Dann stammt der Abdruck vielleicht von einer anderen Person, die sich das Haus angesehen hat.«

Judy hätte niemandem ein derart staubiges Haus gezeigt.

Ich lasse meinen Blick über den Boden wandern, kann jedoch nirgends weitere Fußabdrücke entdecken, die so ausgeprägt sind wie dieser. »Was glaubst du, wann Judy eintrifft?«

Er runzelt die Stirn. »Ich weiß nicht, ob Judy es überhaupt herschaffen wird, Tricia.«

»Sie würde uns nicht versetzen.«

»Sicher, aber da draußen tobt ein Schneesturm. Wir hätten es beinahe nicht zum Haus geschafft, und das Wetter wird immer schlimmer. Ehrlich gesagt, war es unverantwortlich von ihr, die Besichtigung für heute Abend anzusetzen.«

»Also ...« Ich kaue an meinem Daumennagel. »Glaubst du, dass wir hier festsitzen? Über Nacht?«

Wir schauen beide gleichzeitig zu einem der Panoramafenster. Es schneit inzwischen noch heftiger. Als würde eine weiße Wand vom Himmel herabstürzen. Unser Wagen ist wahrscheinlich inzwischen komplett unter dem Schnee begraben.

»Schon möglich«, sagt er. »Aber keine Sorge. Ich meine, schau dich hier mal um – ich wette, in der Küche gibt es reichlich Lebensmittel. Und wenn nicht, dann haben wir immer noch die Tasche mit dem Notvorrat, die ich auf deinen Wunsch hin im Kofferraum aufbewahre. Sind da nicht jede Menge Energieriegel drin?«

»Ich ... ich glaube schon ...«

»Also, organisieren wir uns was zu essen.«

Ethan marschiert entschlossen Richtung Küche. Ich kann nicht fassen, dass er kein bisschen beunruhigt ist, obwohl wir in diesem fremden Haus voller Spinnweben und unheim-

licher Fußabdrücke festsitzen. So ist Ethan eben. Er bewahrt sich stets seinen Optimismus. Das liebe ich an ihm.

Also folge ich meinem frischgebackenen Ehemann in die Küche. Doch ich werde das schreckliche Gefühl nicht los, dass mich die grünen Augen auf dem Porträt über dem Kamin die ganze Zeit beobachten.

Adrienne

FRÜHER

Paige stößt einen Fluch aus, als sie auf dem Weg zu meiner Haustür über einen losen Pflasterstein stolpert. Ich beobachte sie vom Fenster aus und frage mich, ob ich nicht endlich jemanden damit beauftragen soll, den Stein zu befestigen. Ich will nicht, dass jemand stürzt und sich den Knöchel bricht. Denn dann wäre ich dafür verantwortlich. Juristisch gesehen jedenfalls. Wenn Paige jetzt hinfällt, wäre das allerdings ihre eigene Schuld. Sie könnte auf ihren Stöckelschuhen sehr viel besser das Gleichgewicht halten, wenn sie nicht mit der rechten Hand einen dicken Umschlag umklammern und mit der linken auf ihrem Telefon herumspielen würde.

Paige ist jetzt seit fünf Jahren meine Literaturagentin, und ich habe sie noch nie ohne Telefon gesehen. Vielleicht ist es ja mit ihrer Hand verwachsen. Ich schwöre, ich habe schon mit ihr telefoniert und im Hintergrund die Dusche gehört. Einmal sogar die Klospülung. Wenn wir uns unterhalten, schaut sie zwar vom Display auf und sieht mir in die Augen, aber immer nur ganz kurz.

Paige klemmt den Umschlag unter den Arm, damit sie

an der Tür klingeln kann. Das ist allerdings nicht nötig, weil ich ja gesehen habe, wie sie mit ihrem Audi meine Auffahrt heraufgerollt ist. Aber das weiß sie nicht. Das Geräusch der Klingel hallt durchs Haus, und ich gehe in aller Seelenruhe zur Tür. Mag ja sein, dass Paige in Eile ist, ich bin es nicht. Ich habe den ganzen Morgen frei, bis mein erster Patient eintrifft.

Als ich die Tür öffne, starrt Paige weiter auf ihr Telefondisplay. Ihr normalerweise perfekt sitzendes gesträhn-tes Haar ist vom Fahrtwind leicht zerzaust, aber ansonsten sieht sie in ihrem schwarzen Seidenkleid und den High Heels makellos aus.

»Adrienne!« Bei meinem Anblick macht sich auf dem Gesicht meiner Agentin ein Lächeln breit, doch das Telefon hält sie weiter in der Hand. »Wie geht es dir?«

Wie geht es dir? Die vier sinnlosesten Wörter im Reich der Kommunikation. Niemand, der diese Frage stellt, will darauf eine Antwort hören. Und niemand, der darauf antwortet, sagt jemals die Wahrheit. »Mir geht's gut, Paige.«

Sie hält einen Moment lang inne und wartet darauf, dass ich ihre Nettigkeit erwidere. Als sie begreift, dass ich das nicht tun werde, wedelt sie mit dem Telefon. »Tut mir leid, dass ich zu spät komme. Das GPS auf meinem Handy hat gestreikt. Der Empfang hier ist eine Katastrophe.«

»Ja«, sage ich verständnisvoll. »Allerdings.«

Ich wohne so weit draußen, dass die meisten Leute hier keinen Empfang haben. In meinem Haus gibt es eine Mikrozelle und WLAN. Aber in Erwartung von Paiges Besuch habe ich beides ausgeschaltet. Wenn sie hier ist, will ich ihre ganze Aufmerksamkeit haben.

Ich mache einen Schritt zurück, damit sie eintreten kann. Paige ist bislang erst ein Mal hier gewesen und schnappt angesichts der schieren Ausmaße meines Hauses nach Luft. Der Wohnbereich ist tatsächlich beeindruckend. Paige lebt in Manhattan, wahrscheinlich in einer winzigen Wohnung, für die sie ein kleines Vermögen bezahlt.

»Das Haus ist unglaublich«, stöhnt sie. Sie ist so überwältigt, dass sie die Hand mit ihrem Telefon herunternimmt und neben dem Körper baumeln lässt. »Hier ist so viel Platz.«

»Danke.«

Ihre Augen huschen umher, vom Ledersofa zu den antiken Bücherregalen und dann zu der Wendeltreppe, die in den ersten Stock führt. Sie könnte es bei dem Kompliment bewenden lassen, aber das ist nicht Paiges Art. Stattdessen fühlt sie sich genötigt hinzuzufügen: »Wohnst du in diesem großen Haus ganz allein?«

Sie weiß, dass ich nicht verheiratet bin. Keine Kinder habe. Und meine Eltern schon lange tot sind. »Ja. Ganz allein.«

»Mein Gott ...« Sie kratzt sich an der Wange. »Ich hätte Angst, hier zu wohnen. Ich meine, du lebst am Ende der Welt. Du hast nicht mal anständigen Handyempfang. Jeder könnte hier einfach reinmarschieren und ...«

Es ist nicht so, dass Paige die erste Person wäre, die so etwas andeutet. Wenn ich irgendwelche nahen Verwandten oder enge Freunde hätte, würden sie sich meiner wegen bestimmt Sorgen machen. Aber ich selbst mache mir keine Sorgen.

»Gibt es hier eine Alarmanlage?«, fragt sie.